

Laudatio auf die 1. Preisträgerin: Julia Kersebaum

„Ich höre trotzdem gerne zu.“

Bei einem Text von überschaubarer Länge, zwischen dessen Zeilen sich sehr viel weißer Raum befindet, haben wir es mit hoher Wahrscheinlichkeit mit einem Gedicht zu tun. *Unvergesslich*, der kurze Text der Preisträgerin des Schwäbischen Literaturpreises 2016 Julia Kersebaum, ist ein Text von überschaubarer Länge mit viel weißem Raum. Es handelt sich dabei jedoch nicht um ein Gedicht, sondern um einen Prosatext. Und der weiße Raum, die vielen weißen Räume, die dieser Text enthält, dienen nicht dazu, diesen Prosatext ‚lyrischer‘ zu machen, seine Sprache eigenwillig zu rhythmisieren und zu verdichten. Wir haben es hier vielmehr mit einem in großer Nüchternheit zu Papier gebrachten Erinnerungsbericht zu tun. Gelegentlich – und gar nicht einmal so selten, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheinen mag – knüpfen sich an die knapp skizzierten Bruchstücke von Erinnerungen Gefühlsqualitäten. Sie werden mit eben derselben Nüchternheit notiert, häufig in Dialogform, auch dadurch entstehen viele weiße Räume hinter den Zeilen.

Die Lakonie eines solchen Erzählens ist uns aus der amerikanischen Literatur vertraut. Wir kennen es von der amerikanischen Kurzgeschichte, einer Gattung, der die deutsche Literatur nach 1945 viel verdankt, die – aus guten Gründen – ein lebhaftes Misstrauen gegen die ‚großen‘ Worte hatte. Dass der Schauplatz unserer Geschichte in Amerika angesiedelt ist, lässt sich möglicherweise auch als eine Hommage an diese literarische Tradition verstehen.

Denn verhandelt werden schwierige Fragen – ‚große‘ Fragen, wenn man so will –, bei denen das Misstrauen in die ‚großen‘ Worte nur hilfreich sein kann. Es geht um nichts weniger als darum was ‚normal‘ und was ‚nicht normal‘ ist.

Und hier geht unsere Kurzgeschichte – wenn wir sie denn überhaupt so nennen wollen würden – durchaus eigene Wege, gerade im Blick auf die weißen Räume. Sie verlangsamten den Fluss der Erzählung. Was in den knappen Sätzen und kurzen Dialogen zwar durchaus direkt ausgesprochen und explizit gemacht wird – so weit ist das Erzählen ‚amerikanisch‘ –, was dann jedoch nicht weiter ausgeführt wird, klingt in eben diesen weißen Resonanzräumen neben und zwischen dem Geschriebenen nach. Sie fordern die Lesenden auf, einen – ihren – Beitrag zu der Geschichte zu leisten, die ihnen hier erzählt wird; und eigentlich muss im Plural gesprochen werden, denn es werden eine ganze Reihe von Geschichten erzählt.

Worin besteht unser Beitrag? Er besteht zunächst einmal darin, diese Geschichten, die sich immer wieder überkreuzen, ergänzen und fortschreiben, so nachzuvollziehen, dass eine Geschichte daraus wird. Dabei müssen wir unsererseits misstrauisch sein. Denn bald schon wird uns klar, dass das weibliche Ich, das sich hier erinnert, eine ungewöhnliche, eine ‚anormale‘ Art hat, die Dinge zu betrachten. Seine Wahrnehmung ist übergenau und zahlenverliebt, sehr sachlich und außerordentlich verhalten. Wo wir als ‚normale‘ Menschen von Qualitäten erzählen würden – etwa der Gefühlsqualität Liebe –, registriert die Ich-Erzählerin lediglich bestimmte und bestimmbare Quantitäten – etwa, wie oft Lippen geschürzt, Haare zurückgestrichen, Blicke gewechselt werden. Sie zählt mit und sie teilt uns das Ergebnis ihrer Zählungen mit. Wir sehen die Welt durch die Augen eines offenbar leicht autistischen Mädchens. Dieses Mädchen wird von einem alleinerziehenden Vater in Detroit großgezogen, im Laufe der Erzählung wächst es zu

einer Frau heran. Diese Frau ist beruflich sehr erfolgreich, kann selbständig dauerhafte Beziehungen zu anderen Menschen führen, das heißt, sie ist in ihrem Autismus immerhin so ‚normal‘, dass sie ein ‚normales‘ Leben führen kann. Das ist insofern bemerkenswert, als damals die Ärzte dem Vater geraten hatten, sein Kind in einem Sanatorium unterzubringen – und er sich dagegen entschied.

Der Titel *Unvergesslich* erklärt sich schnell, wenn auch zunächst in einem anderen Wortsinn als dem erwarteten. Das Ich, durch dessen Augen wir den Blick zurück in die Vergangenheit werfen, ist zu Beginn der Erzählung ein Mädchen von dreizehn Jahren. Es nimmt an einem klinischen Test teil, bei dem das Erinnerungsvermögen der Probanden untersucht wird, und es besteht diesen Test mit hundert Prozent; es vergisst nichts. Bei diesem Test lernt es ein anderes, etwa ein Jahr älteres Mädchen kennen, das nur 38,4 % erreicht. Es gehört zur ‚Kontrollgruppe‘. Zwischen den beiden sehr ungleichen Mädchen – der Hoch- und der Tiefbegabten, um mit Andreas Steinhöfel zu sprechen – entsteht eine Freundschaft. Sie enthält Momente von Neid und Bewunderung, getragen ist sie von einer Zuneigung, die einfach da ist und nicht weiter erklärt wird. In dieser Geschichte sind die Gefühle, wie sie sind; das muss genügen. Und es genügt. Mehr als das: In der Selbstverständlichkeit, in der davon erzählt wird, teilen sich ein Vertrauen und eine Zuversicht mit, die alles andere als selbstverständlich ist, in dieser ungewöhnlichen Geschichte von den beiden ungleichen Mädchen schon gar nicht.

Denn die Lebenswege der beiden Mädchen laufen auf ihre je ganz unterschiedliche Weise ‚schief‘. Dabei nehmen sie nicht einmal einen überraschenden Verlauf, sondern vielmehr einen, wie er sich angesichts so unterschiedlicher Anlagen und Voraussetzungen hätte erwarten lassen: Während die Hochbegabte, umsorgt von einem liebevollen Vater, den die Begabung der

Tochter eher bekümmert als mit Stolz erfüllt, bereits im Alter von vierzehn Jahren die Schule abschließt und an einer Eliteuniversität in Boston ein Studium aufnimmt, ein Studium, das sie bald schon erfolgreich beendet, schlägt sich ihre von der unsteten Mutter durchs Land getriebene Freundin durchs Leben. Eines Tages sitzt sie übersät mit blauen Flecken vor der Haustür, sie ist offenkundig traumatisiert. Der Vater nimmt das Mädchen bei sich auf und lässt sie im Zimmer der Tochter wohnen, die bereits auswärts studiert. Mit einiger Anstrengung gelingt es ihr, den Highschool-Abschluss zu machen. Auf dem Foto, das sie bei der Abschlussfeier zeigt, strahlt sie voller Stolz – ebenso wie der Vater neben ihr, der doch die herausragenden Erfolge der leiblichen Tochter immer nur mit einer gewissen Bedrückung zur Kenntnis genommen hatte.

Dieser Kontrast fällt der Ich-Erzählerin auf. Er könnte Vater und Tochter voneinander trennen, doch der Mangel an Stolz auf selbstverständlich erbrachte Leistungen verbindet sie auch. Denn ebenso wie der Vater ist die Ich-Erzählerin keineswegs glücklich über ihre Hochbegabung. Vielmehr vermerkt sie mehrfach, dass all die Aufmerksamkeiten und Anerkennungen, später die attraktiven beruflichen Angebote höchstens auf den ersten Blick vielversprechend erscheinen mögen. In Wahrheit sind sie nicht interessanter als viele andere Tätigkeiten auch. Vater und Tochter lassen sich von den Aufregungen um die Hochbegabung nicht mitreißen. Sie leben unspektakulär und schätzen einen geregelten Tagesablauf. Die Ich-Erzählerin liebt es, auf den Fluss zu blicken und dem Lauf des Wassers zuzusehen. Der Ton, in dem sie uns an ihren Erinnerungen teilhaben lässt, bildet diese Liebe ab: gleichbleibend fließt der Erzählstrom dahin, beschreibend ohne zu bewerten.

Ganz anders verläuft das Leben der Freundin. Eines Tages, bald nachdem sie ihren Schulabschluss gemacht hat, ist sie plötzlich ohne Abschied zu nehmen oder eine Adresse zu hinterlassen

verschwunden. Dann ist sie plötzlich wieder da, schwanger, nur um aufs Neue wieder abrupt zu verschwinden. Sie bringt Unruhe in das Leben des Vaters und seiner Tochter, doch auch diese Unruhe ist aufgehoben in dem ruhigen und stetigen Erzählfluss, in dem die Tochter sich erinnert.

Es ist eine Großzügigkeit in diesem Erzählen, eine Großzügigkeit, die nicht zuletzt mit den Entfernungen und Größenverhältnissen in einem Land zu tun hat, in dem man sich leicht einmal über Monate und Jahre hinweg aus den Augen verlieren kann. Auch das ist an der Geschichte ‚amerikanisch‘.

Wieder einige Jahre später sitzt ein Kind auf den Stufen des Hauses, auf denen einst das Mädchen mit den blauen Flecken gegessen hatte. Nun ist es ein Junge. Er hat eine Botschaft seiner Mutter bei sich. Die Freundin bittet darum, das Kind aufzunehmen. Der Junge lebt fortan beim Vater, seine freie Zeit verbringt er mit der Tochter, die inzwischen berufstätig ist und in der Nähe des Vaters lebt. Im Laufe der Jahre entwickelt sich eine Beziehung zwischen den beiden, in der die Ich-Erzählerin nach und nach den Platz der Freundin einnimmt; es geschieht unmerklich und kommt nur in kleinen, unscheinbaren Gesten zum Ausdruck. Als die Freundin sechs Jahre später plötzlich wieder auftaucht und ihr Kind gern wieder zu sich nehmen würde – denn sie hat sich inzwischen ein neues Leben aufgebaut, oder besser: ist in eine neues Leben geraten, in einer neuen Stadt mit einem neuen Mann – möchte das Kind bei seiner Ziehfamilie bleiben. Für die Mutter ist das eine schmerzliche Entscheidung, die sie jedoch akzeptiert. Ihr Weinen wird uns beschrieben. Über die emotionale Bewegtheit der Ziehmutter – der leicht autistischen, Hochbegabten mit der bruchlosen Karriere – erfahren wir nichts. Dabei sitzen wir eigentlich an der Quelle; es sind ihre Augen, durch die wir auf das Geschehen blicken, es ist ihre Erinnerung, an der wir teilhaben.

Alles was wir erfahren ist, dass einige Zeit später ein neues attraktives Stellenangebot einen Umzug zur Folge hat. Die enge Verbindung mit dem Jungen bleibt bestehen; er verbringt von nun an seine Ferien bei ihr.

Die Jahre gehen ins Land. Die beiden Frauen treffen sich einige Male. Die Ehe der Freundin ist offenbar nicht die glücklichste, von einer Liebesbeziehung der Tochter erfahren wir nichts; offenbar hat es überhaupt nur einmal in ihrem Leben während ihres Studiums so etwas gegeben.

Nach Jahren dann etwas Neues: Eine Meldung der Polizei benachrichtigt die Tochter, dass der Vater in verwirrtem Zustand auf der Straße aufgegriffen wurde. Die Geschichte kommt in gewisser Weise an ihren Anfang zurück: Doch nun ist es der Vater, der sich in einer Klinik einer Untersuchung seines Erinnerungsvermögens unterziehen muss. Und nun ist es die Tochter, die sich kümmert. Der inzwischen zum Studenten herangewachsene Ziehsohn und -enkel unterstützt sie dabei. Die Vergesslichkeit des Vaters nimmt zu. Bei ihren Besuchen erkennt er die beiden nicht mehr. Die Schlussequenz der Geschichte aber endet nicht mit seiner Vergesslichkeit, sondern mit etwas Unvergesslichem. Bei einem – wieder einmal, wie immer – überraschenden Besuch der Freundin erkennt sie der Vater. „Guck’ wer da ist!“ ruft er den beiden anderen stolz und strahlend entgegen. Der vergessliche alte Mann hat sich an die unvergessliche Erinnerungsschwache erinnert. Es ist ein außerordentliches Ereignis, ein Glück.

Dieses Glück, die Beglückung über diesen Menschen, der sich so oft schon als so unzuverlässig erwiesen hat und der auch jetzt wieder unerwartet gekommen ist, hat in der Kurzgeschichte die gleiche Berechtigung wie das ruhige Glück der Normalität, das die Verbindung des Vaters mit seiner leiblichen Tochter und die Verbindung der Tochter mit ihrem Ziehsohn, dem leiblichen Sohn der Freundin, ausmacht. Dieses Glück der

Normalität, das für die Hochbegabte so etwas ganz Besonderes ist, beschreibt sie in derselben Schlusssequenz, in der wenig später die Freundin auftreten wird, in ihrer Beziehung zum Ziehsohn. Es klingt so: „Wir telefonieren zwei Mal in der Woche. Er erzählt nichts Neues. Ich höre trotzdem gerne zu.“

Die Lakonie, in der uns in dieser Geschichte von Normalität und Besonderheit, von Vergesslichem und Unvergesslichem erzählt wird, könnte uns fast vermuten lassen, dass uns hier von nichts anderem als ‚vom Leben selbst‘ erzählt wird. Der Gestus, in dem dies geschieht, erinnert von ferne an einen wunderbaren kleinen Roman von Truman Capote mit dem Titel *Die Grasharfe* aus dem Jahr 1951 (dt. 1952). Darin passiert sehr viel, durchaus auch Spektakuläres, ohne dass man beim Lesen je das Gefühl erhalte, es ‚passiere‘ hier etwas, ohne dass der Roman je seine poetische Leichtigkeit verlöre. Die berühmtesten Zeilen aus diesem kleinen Roman geben diese Leichtigkeit sehr schön wieder, sie lauten: „Ich war elf, und später wurde ich sechzehn. Verdienste erwarb ich mir keine, aber das waren die wunderbaren Jahre.“

Julia Kersebaum dehnt die Zeit der wunderbaren Jahre weit über die Zeit der beginnenden Pubertät hinaus aus, in der Truman Capote seine *Grasharfe* spielen lässt, und sie schreibt sie in einem ganz eigenen Ton fort. Dabei ist etwas entstanden, was es eigentlich gar nicht gibt – und das es hier, was für eine Freude, doch gibt –: eine poetische Kurzgeschichte.

Bettina Bannasch